

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1846) Unterhaltungsblatt

91 (27.11.1846)

Die Entführung.

(Fortsetzung.)

Nach der eingenommenen Abschiedsmahlzeit begann Emma nun sich umzukleiden; allein sie wollte sich in dem geistlichen Halbort gar nicht gefallen, und wäre weit lieber in ihrer eigenen Kleidung geblieben, wenn es nur der einmal genommenen Verabredung nicht gänzlich zuwider gewesen wäre.

Die Stunden schlichen gleich der Schnecke langsam dahin, und sie konnte es nicht über sich gewinnen, in der verhassten Kleidung bis zum Abend zuzubringen; sie warf sie deshalb noch einmal von sich, und unternahm noch einen Gang nach der Gallerie, zu welcher sie aber zu ihrem Todeschreck die Thür verschlossen fand. Dieser Zufall hätte sie beinahe zu einer Ungerechtigkeit gegen die vortreffliche Agathe, die ihr eigenes Leben für ihre Rettung hingegeben hätte, verleitet. Es kriegten Zweifel in ihrer Seele auf, die, wenn Agathe sie gewußt hätte, ihrem ehlen Herzen tiefe Wunden würden geschlagen haben. Sie eilte nun um so rascher in ihre Zelle zurück, und konnte sich dort lange nicht entschließen, den Novizenanzug wieder anzulegen. — Endlich — der Abend nahte nun mit starken Schritten heran, die letzten Purpurstrahlen der untergehenden Sonne streiften eben über das Dach eines hohen gegenüber liegenden Gebäudes — war sie entschlossen, das Gewand noch einmal anzulegen. Kaum war sie damit zu Stande, als schon ein vielstimmiges Geläute in melancholischen Molltönen von den Thürmen des Klosters herabscholl.

„Nun denn, in Gottes Namen!“ sprach sie, „gute Nacht, ewig gute Nacht, du einsame Zelle! Nimm du mich in deinen allmächtigen Schutz, alllebender Vater! leite und schütze mich nach deiner unendlichen Weisheit, und laß mich nicht untergehen im Strudel der Gefahren!“

In den untern Räumen des Klosters war es überall lebhaft geworden, überall hörte man Gehen und Kommen, Thüren auf- und zumachen, und sogar ein leises Gemurmel. In den hohen, öden Sälen und Gängen, welche Emma zu durchwandern hatte, war es aber zu ihrer Freude schon völlig dunkel, und ihre Sorge, von Jemand erkannt zu werden, völlig überflüssig; denn sie wurde, als sie in das Gewir eindrang, von Niemand beobachtet. Da jede einzelne Nonne und Novize in das Refektorium eilte, so sah sich Emma genöthigt, ihnen ebenfalls dahin zu folgen. Als sie schon diesem großen Saale nahe war, blieb eine Nonne, welche sie sich nicht erinnerte schon gesehen zu haben, plötzlich still stehen, in der Absicht, sie zu erwarten. Emma erschrad heftig, denn sie glaubte nichts weniger, als sich durch eine Unterredung mit derselben verrathen zu sehen, umzukehren schien ihr indessen noch weniger gerathen, und sie setzte ihre Schritte, wenn gleich mit großer Zaghaftigkeit fort. Zu ihrer Freude war es ihre mütterliche Freundin Agathe, die sie schon erwartet hatte. „Noch einmal, meine geliebte Tochter,“ sagte sie, indem sie Emma's zitternde Hand drückte, „wende alle nur mögliche Vorsicht an, wenn sich sonst Dein Entschluß nicht geändert hat; denn schon morgen soll ich Dich, auf Befehl der Abtissin, zu dem klostertlichen Geläute vorbereiten.“

In diesem Augenblicke kamen noch verschiedene Nonnen, und die Unterredung war somit abgebrochen.

Als sämtliche Nonnen und Novizen im Refektorium versammelt waren; erschien auch die Abtissin in einem prachtvollen Gewande. Auf ihrem Gesicht waren die Züge erster Trauer sichtbar, ein Beweis, daß ihr Herz an dem Tode und den früheren Leiden der Verstorbenen mehr als gewöhnlichen Antheil genommen. Sie warf einen flüchtigen Blick auf die anwesenden Nonnen, mit dem sie etwa die Anzahl derselben prüfen wollte, und wandte sich dann an die Zunächststehende, mit der sie einige Worte leise sprach. Emma, welche sich auf Agathens Anrathen unter die Novizen gestellt hatte, zitterte an allen Gliedern wie ein Espenblatt, denn sie glaubte, daß die Frau Abtissin sie erkannt und dieses Flüstern lediglich ihr gelte. Noch höher stieg ihre Angst, als nach einigen Augenblicken sich die Abtissin abermals an die Nonne wandte, ihr Etwas zu flüsterte, worauf sich diese entfernte.

Schreckliche Augenblicke für die arme Emma, denn so oft die Thür sich aufthat, glaubte sie Leute zu erblicken, die sich ihrer Person bemächtigen, und sie in ihr Gemach zurückführen würden. Es erschienen noch zwei Nonnen, und auch dieselbe wieder, welche sich auf Befehl der Abtissin entfernt hatte; Emma's Angst war somit grundlos gewesen. — Jetzt setzten sich die Nonnen, an ihrer Spitze die Abtissin, in einem Zuge zur Kirche in Bewegung.

Ein prachtvoller Anblick bot sich hier dem Auge dar. Mit mehreren hundert Wachskerzen war die prachtvolle Kathedrale erleuchtet. Vor dem Hochaltar auf einem freien Platze stand auf einer Terrasse der Sarg, mit schwarzem Sammet überzogen, worin die Ueberreste der Verbliebenen schlummerten. Die Abtissin stellte sich mit den Nonnen zur Rechten des Sarges, die Novizen zur Linken, und einen andern Platz zum Kopf des Sarges nahmen eine Menge Mönche, wenigstens vier und zwanzig an der Zahl, ein. Unter diesen befanden sich verschiedene Pilger, Landleute und andere Zuschauer. Es herrschte eine Todtenstille, die nur zuweilen durch einen leisen Seufzer unterbrochen wurde. Nach einer kleinen Pause that sich in der Nähe des Altars eine Thüre auf, und heraus trat der Bischof in seinem völliigen Ornat. Er stellte sich vor den Altar und hielt der Berewigten eine Leichenrede, gänzlich den Verhältnissen angemessen, in welchen sie zu ihrem Vaterhause, wie zu dem Kloster gestanden. — Nach dieser ziemlich langen Rede traten zwölf Mönche aus der Versammlung, erfaßten den Sarg und trugen ihn zu einer weit entfernt liegenden Kapelle, in welcher eine Gruft früher schon bereitet war. Dem Zuge schlossen sich sämtliche Nonnen, Novizen, Mönche und Zuschauer an. In dem langen Kreuzgange, der nur matt erleuchtet war, trat Agathe, ihre heiligen Eide, die sie dem Kloster geleistet hatte, der Freundschaft opfernd, aus dem Gefolge der Ordensschwester, für ihre junge Freundin das Neueste wägend. Emma, die nicht weit von ihr entfernt war, und sie von dem Augenblick an, da sie mit einander in die Kirche getreten, nicht wieder aus den Augen gelassen, hatte dies bemerkt, und auch sie, als sie um eine Ecke bog, die nach dem Friedhof führte, trat schnell hinter ein Heiligenbild, das nur von einer Lampe spärlich erhellt war.

Als sämtliche Nonnen und Novizen vorüber waren, kamen die Mönche und endlich die verschiedenen Zuschauer. An der Seite des Vaters Anton befand sich Graf Herrmann, der

beinahe alle Hoffnung aufgegeben hatte, seine geliebte Emma wieder zu finden. Was ein menschliches Auge in dem großen Kirchenraume hatte erfassen können, das hatte auch das feine Auge gesehen, nur das nicht, was er suchte, nur die theure Emma nicht. Hätte er sie indeß unter den Novizen gesucht, vielleicht würde sein scharfes Auge, wenn auch nicht ihr Angesicht, welches mit einem dichten Schleier umhüllt war, doch ihre schöne Gestalt, die sich von allen übrigen auszeichnete, erkannt haben.

An der Stelle, wo Agathe ausgetreten war, welches Vater Anton bemerkt haben mochte, blieb dieser stehen und ließ alle Uebrigen dem Zuge folgen. Auch Herrmann, obgleich er nicht wußte, zu welchem Zwecke dieses geschah, blieb in einer schrecklichen Ungegend stehen. Als die Lezten vorüber waren, und der Mönch sich mit seinem Begleiter allein sah, sagte er so leise als möglich: „Hier in dieser Gegend ist etwas Ungewöhnliches vorgefallen, oder ich müßte mich selbst getäuscht haben.“

„Wie meint ihr das, ehrwürdiger Vater?“

„Ich sah vorhin eine Nonne und gleich darauf eine Novize aus dem Gefolge treten.“

„Erkennt ihr sie?“ fragte Herrmann.

„Wie sollte ich in dieser Dämmerung Jemanden erkennen, den ich beim hellen Sonnenlicht nicht einmal erkennen würde? Aber es ist mir auffallend, daß zwei Ordensglieder austreten und sich einer harten Strafe unterziehen, wenn es die Abtissin erfährt.“

„Ihr meint also, daß es die Fremde seyn könnte?“ fragte Herrmann, „fast zweifle ich daran.“

Dieses kurze Gespräch hatte die Nonne Agathe hinlänglich unterrichtet, daß der Mensch und der Pilger mit einander einverstanden waren; sie flüsterte deshalb der zitternden Emma zu, dem Pilger, den sie für den Grafen hielt, ein Zeichen zu geben.

„Herrmann!“ flüsterte Emma.

„Emma!“ rief der Graf, und im Augenblicke stürzten Beide einander in die Arme.

„Wenn unser Gefühl am Stärksten ist, dann sind wir am Vermissten an Worten; da sagen wir oft mehr ohne Worte, als irgend eine Sprache auszudrücken vermag.“

„Um Gott!“ rief Vater Anton; „was hab' ich gethan, wozu habe ich mich verleitert lassen?“ (Fortsetzung folgt.)

Cheliches Leben.

Man kann es jungen Feuerköpfen und denen, die mitunter gern ein wenig in eine Ideenwelt hinaus schwärmen, wohl nicht oft genug zurufen, bei der Wahl einer Gattin mit der äußersten Vorsicht zu Werke zu gehen und jedes Für und Wider, Angesichts der ruhigen Vernunft, möglichst fern von aller verblendeten Leidenschaft, auf einer Goldwaage gegen einander abzuwägen. Wie viel tausendmal ist nicht ein einziger Mißgriff, eine einzige Uebereilung in dieser Hinsicht, die Quelle von nicht zu berechnenden Leiden gewesen! — wie oft das eigene Lebensglück dadurch unwiederherstellbar zertrümmert worden! — Die Erziehung unserer weiblichen Jugend ist, leider! dem eigentlichen Zwecke, den man stets im Auge haben sollte, größtentheils nichts weniger als angemessen, und daher eine kluge Wahl zu treffen, unter allen Umständen sehr schwer.

Folgende oberflächliche Erfahrungen, welche sich im Bereiche der Ehe mir vor einiger Zeit gelegentlich darbieten, dürften der öffentlichen Mittheilung nicht ganz unwürdig seyn.

Ich ward Geschäfte halber eines Tages zu einem gewissen Herrn E. beschieden, und begab mich gegen 11 Uhr Vormittags nach dessen Wohnung. An der Thür derselben angelangt, schallt mir von Innen ein lautes Schelten und Keifen entgegen. Ich gerieth in Verlegenheit, räusperte mich ein wenig,

sagte jedoch endlich Muth und klopfte an. Man rief herein; ich öffnete die Thür, gern hätte ich sie wieder zugemacht und mich ohne Weiteres entfernt. Ich fürchtete ersticken zu müssen, denn ein — damit ich deutlich sei — entsetzlicher Gestank, erzeugt von allerhand Ausdünstungen, qualmte mir entgegen. Noch lag Alles in größter Unordnung durcheinander; die Dieben waren mit Schmutz bedeckt, die Kinder weder gewaschen, noch gekämmt; Madame selbst saß im ekelhaftesten Nachtkleide, die Haare voller Federn, die Zeugen des Schlafes noch im Gesicht, am Fenster und las in einem Romane. Ich konnte aus den Mienen ungefähr entnehmen, daß der Mann sein Mißfallen zu erkennen gegeben, jedoch keinen Eingang und nur Wiederrede gefunden habe. — Ich schöpste erst freier Athem, als ich die Straße wieder erreicht hatte, und seufzte: Behüte mich der Himmel vor einer solchen Ehe! —

Doch sollte ich noch desselben Tages Gelegenheit haben, mich mit dem ehelichen Leben wieder auszuöhnen. — Ich kam Nachmittags zu einer Familie, welche, obwohl ziemlich zahlreich, nur auf ein sehr mittelmäßiges Einkommen beschränkt ist. Allein welch' einen Kontrast fand ich in dem Wesen derselben gegen das, was ich am Vormittage erfahren hatte. Eine angenehme reine Luft herrschte in dem geräumigen Zimmer, nebst einer Ordnung und Nettigkeit, die mich unwillkürlich fesselte. Unter ihren fünf Kindern, von denen das jüngste, ein Säugling, in der Nähe stehenden, äußerst reinlichen Wiege sanft schlummerte, saß die brave Hausfrau, mir wie eine Göttin erscheinend, im einfachen Hauskleide, sauber und anständig gekleidet, nähete an einem Hemde, und war dabei unermüdet, ja, ich möchte sagen, von einer himmlischen Geduld, ihren holden Spößlingen, in den kleinen Angelegenheiten derselben mit Rath und That beizustehen. — Ich muß gestehen, daß mich dieses reizende Bild häuslichen Glückes fast bezauberte, ungern trennte ich mich von demselben.

Glücklicher Mann! so sagte ich beim Nachhausegehen mehrmals zu mir selbst, — dem sein süßes Geschick eine solche Gattin bescheert hat. Ihm ist der Restar des Erdenlebens gerecht, das Edelste geworden, was es zu bieten vermag! —

Die Ueberraschung.

Der russische Feldmarschall Barclay de Tolly, von schottischer Abkunft, zeichnete sich eben so sehr durch sein Feldherrntalent, als durch seine Herzengüte aus. Kurz nach dem Feldzuge von 1812 bemerkte er, als er zufällig am Fenster stand, wie die vor seinem Hause stehende Schildwache einen Wortwechsel mit einem J. wilden hatte, der den General sprechen wollte, was aber die Schildwache verweigerte, indem sie sagte, sie habe strengen Befehl, Niemanden einzulassen, der mit Biltschriften käme. Der Invalide berief sich darauf, daß der Marschall ihn persönlich kenne, wies auf seine verstümmelten Glieder, und die Schildwache ließ sich endlich bewegen, zu thun, als ob sie ihn nicht bemerkt hätte, um ihn einzulassen. Kaum war der Invalide hinein, als er den Marschall mit donnernder Stimme den Befehl geben hörte, daß man Beide, die Schildwache und Jenen, vor ihn bringen sollte. Dies geschah. „Weißt Du nicht,“ fuhr der Marschall den Invaliden an, „daß Du Dich nicht so eindringen darfst, und Du (indem er sich zur Schildwache wandte), daß Du gegen meinen Befehl gehandelt hast?“ Beide standen stumm. Der Marschall zog jetzt die Klingel. Sein Sekretär erschien. „Hier,“ sagte der Marschall, „zahlen Sie jedem von Diesen in meiner Gegenwart 25 auf!“ Der Sekretär erschrock, und sagte stotternd: Soll ich den Korporal rufen? — „Nein,“ antwortete Barclay, „thun Sie es nur selbst.“ — Aber womit? fragte der Sekretär, nachdem er sich vergeblich nach einem Werkzeuge zur Züchtigung umg-

sehen hatte. — „Womit? nun, mit Ihren Händen,“ antwortete der Marschall, „ich dachte Sie könnten den Barclay besser zählen Sie Jedem 25 Rubel auf; der Schlittwache für ihre Menschlichkeit, und dem Invaliden für seine Tapferkeit und seine ausgestandenen Leiden.“

Miscellen.

* Nach dem Tode eines berühmten englischen Arztes fand man unter dessen Papieren ein ganz unbeschriebenes Buch, worin nur die Worte standen: „Suchet Euren Kopf kalt, Euren Leib offen und Eure Füße warm zu halten, und macht Euch dann über die Aerzte lustig.“

* Was wir nach der Vernunft glauben, kann nicht falsch seyn, weil die Vernunft ein Licht ist, welches unfehlbar von Gott kommt, und weil Gott uns nicht hintergehen kann.

Andreasnacht.



„Was man ein Kind ist!“

— Göthe.

Der Monat November war seit alter Zeit für abergläubische Sterbliche ein Unglücksmonat; daher ihn die Breitaner noch heute den schwarzen Monat nennen. Mit dieser unheimlichen Vorstellung, an deren Entstehung die unfreundlichen Novembernächte mit ihren Stürmen und das Hinwelfen der uns umgebenden Natur nicht geringen Antheil haben dürfte, hängen wohl auch die abergläubischen Gebräuche, die man sonst in dieser Zeit äbt und vielleicht im Geheimen noch jetzt da und dort äbt, zusammen. Zu diesen Gebräuchen gehört namentlich das sogenannte Bleigießen in der Nacht vom 29. auf den 30. November, das heißt in der Andreasnacht. Unser Bild zeigt uns eine solche Bleigießende um die mitternächtliche

Stunde. Ist das Gießen vorüber, so legt sie sich, wie unser zweites Bild zeigt, zur Ruhe und spricht, indem sie den Bett-



Zipfel zwischen die Zähne nimmt:

„Heiliger Andreas ich bitte dich,
Bettzipfel ich schüttle dich:
Laß mir doch erscheinen
Den Meinen!“

Unserer Liebenden wird er aber nicht erscheinen, denn sie vergaß was die geheimnißreiche Vorschrift in dieser Beziehung ist, in dieser Nacht an die Stelle, wo sonst der Kopf liegt, die Füße zu legen und umgekehrt. Daß sich aus dem ins Wasser hineingeschüttete heiße Blei die seltsamsten Klumpen bilden, aus denen sich noch viel Seltsameres und Sinnloseres herausphantastieren läßt, bedarf keiner Erwähnung. Daß der Volksaber glaube gerade die Andreasnacht zum zauberhaften Bleigießen wählte, kommt vielleicht daher, daß Andreas, der Legende zufolge, sehr viel mit Zauberern zu thun hatte. Er soll ja in einem Land das Evangelium gepredigt haben, das von lauter Zauberern bewohnt war. Daß das Bleigießen in mehrgenannter Nacht noch heute nicht ganz abgekommen ist, würde mir manches verliebte Mädchen bezeugen, wenn sie wüßte, daß sie deshalb nicht ausgelacht würde. Schließen wir diesen Artikel, indem wir unserer Aufklärung und unserem Volksunterricht den tiefsten Respekt bezeugen.

Leiden an einer Table d'hôte.

(Schluß.)

Auch das Rindfleisch kam auf mich zu; schon von Ferne folgte ich mit meinem Blicke dem historischen Gange dieses Rindfleischs, immer dünner wurde die Wand der geschnittenen Schichten; je näher die Schüsseln kamen, desto öder wurden sie, Jeder nahm ein tüchtig Stück.

„Fallen sah ich Zweig auf Zweig!“

Zwei Stücklein lagen noch da, als es an meinen Nachbar kam; das eine Stücklein war dünn, aber fett, das andere dick, aber mager; ein innerer Kampf spiegelte sich auf seinem Antlitze, endlich blitzt es hell durch seine Seele, ein Gedanke des Lichts hat ihn ergriffen, er ergreift beide Stücke und schleudert

ste auf seinen Teller. Eine kleine Wuth überfiel mich, ich hätte ihm gern seine Beute entrissen, allein:

„Ich? eine zarte Magd, unkundig des verderblichen Gefechts!“

Schnell sah ich mich nach dem zweiten Kellner um, allein er war verschwunden, und ich glaubte eine Zeit lang, Luiken habe auch den Kellner gegessen. Also auch dieser Kelch ging unberührt an mir vorüber. Ich wollte nun eine bescheldene Semmel zu Gemüth ziehen, allein Luiken hatte sie alle mit seinen Händchen bedeckt. Ich rief 20 Mal „Kellner,“ endlich kam einer; ich trug ihm mein Anliegen ganz gemüthlich vor, und er, durchdrungen von den Vernunftgründen eines wohlgezogenen Magens, sagte: „Gleich!“ Seitdem sind zwei Jahre verfloßen.

„Zwei Jahre gehen auf und nieder,

Den Kellner sah ich niemals wieder.“

Nun kam das Zugemüse, Spinat mit melancholischen Würsteln. Weit entfernt, irgend einen Spinat auf der Welt verkümmern zu wollen, oder irgend ein Würstel persönlich zu beleidigen, muß ich doch gestehen, daß es Wesen auf dieser Welt giebt, die ich inniger liebe als Spinat und Würsteln; allein in diesem Augenblicke liebte ich sie unendlich, und in diesem Augenblicke hätte ich mein schönstes Sonnett um die ungehinderte Vereinigung mit Spinat und Würstel gegeben, jedoch:

„Der Mensch denkt, und der Kellner lenkt!“

Ich beschloß, meine ungetheilte Aufmerksamkeit dem Kellner rechts zu schenken; da war er zwischen Mutter und Luiken. Sie hatte schon ein Paar Würstel für sich auf dem Teller, und auch dem zarten Luiken hatte sie schon ein Paar auf den Teller gelegt, und doch blieb noch ein drittes da für mich, ich griff schon darnach, allein:

„Zwischen Lieb' und BechersSaum

Liegt noch ein großer Raum.“

Luiken war ein kleiner Spaßvogel; unbemerkt hatte er die Finger unter der Schüssel hinaufgestreckt, das Würstelpaar an dem äußersten Zipfel erwischt und husch hatte er's herausgerissen, daß der Spinat davon flog. Die Mutter wollte sich zu todt lachen; „o,“ sagte ich mit Grimm, „das ist ein Schäfer der Luiken!“ und auch das ging vorüber.

Das vierte Gericht bestand aus kleinen Gänsebrüsten mit Kapernsauce. Die linke Seite hatte ich ganz aufgegeben; da war kein HELL zu finden, denn mein Nachbar von dieser Seite war mein BORMUND, d. h. er aß mir alles vor dem Munde fort; also nur rechts hatte ich zu spekuliren. Die Gänsebrüste nehmen immer mehr ab; so ist der Mensch, er greift nicht gerne in die eigene Brust, aber in die seines Nebenmenschen. Da kam der Kellner mit der letzten einzigen Gänsebrust und stand zwischen Mutter und Sohn, wie in der Schillerschen Ballade:

„Zwischen Larven die einzige fühlende Brust!“

Ich weiß mich lange keiner solchen Sehnsucht zu erinnern, wie sie mich jetzt ergriß, denn die Sehnsucht des Magens ist eine ganz andere, als die des Herzens; „ach,“ seufzte ich still, „komm an meine Brust, tu —“ allein der Scuzzer erstarrte mir auf der Lippe; mit einem Gliff wie eine Klavierspielerin hatte die zärtliche Mutter die letzte Gänsebrust angepackt und sie an ihre eigene gezogen. Der Kellner kam mit Ironie und Kapern auf mich zu, und ich fing schon an, an aller Menschlichkeit zu verzweifeln. Noch lagen Mehlspeis' und Baten wie unentdeckte Reiche Amerika's vor meiner Phantasie. Die Mehlspeise kam. Zwei kleine Leopoldberge. Ich war zum Neusrufen entschlossen! Ich mußte Mehlspeise bekommen und hätte ich Luiken ermorden müssen. Die zärtliche Mama hieb in die Mehlspeise hinein, wie ein Bergknappe, ich dachte mir in mir:

„Nur zu geschäftiger Maulwurf“

Sie legte einige kleine Mehlspeis'hügel auf ihren Teller, und eine kleine Gebirgskette auf Luikens Teller; aber es blieb auch

noch eine kleine Portion für mich: schon war der Kellner bei mir, schon hob ich den fähnen Löffel, da macht Luiken eine letzte Wendung, stoßt den Kellner am Arm, der letzte Rest von Mehlspeis' fällt auf den Boden, und die Sauce fließt mir über den Frack hinab. Ich sah wehmüthig hinab zu der gesalenen Mehlspeise:

„da liegen meine Königreiche!“

wuschte mir die Sauce und eine stille Thräne ab, und saß und harrete auf den Braten. —

Da kam er, anspruchlos in kleine Theile geschnitten; ein kleiner Luftzug, der durch das Zimmer wehete, spielte mit den kleinen Portionen, und der Kellner legte die Gabel darauf, damit die Lust sie nicht fortführe. Von allen Seiten wurden nun die Gäste lauter Wahlherren, ein Jeder musterte die ganze Schüssel, und stach sich das Beste heraus. Mein Nachbar links war dem Kellner entgegengeriff, und nahm ihm das Beste fort. Die Mutter meines lieblichen Luiken aber lehrte und wendete an den letzten Portionen, wie an Münzen, von denen alle Gyp:äge verwirrt sind, nahm endlich drei Stücke für sich, und drei Stücke für Luiken, und die Schüssel kam an mich; inmitten der Schüssel lag ein Wesen, wie eine kleine Mumie; es war ein kleines Bein mit unerkennbaren Spuren ehemaliger Fleischanwesenheit. Neben diesem Bein lag eine halbe gelbe Rübe, wie ein verwitterter Leichenstein, und der Kellner sah mich elgisch an, wie der Centus über einem Grabmahl, und seine hellen Gesichtszüge sahen auf die Schüssel, zu sagen scheinend:

„Hier ruhen die Reste eines irdischen Kapauens!“

Ich ließ den Wirth rufen, hielt ihm das Bein, an dem gar nichts daran war, unter die Nase und sagte: „Man sagt, daß man bei Ihnen so gut speist; ist da was daran? — Darauf drückte ich Luiken zärtlich an mein Herz, gab meinem Nachbar links den Rippenstoß, den er mir vor Tische gestehen, zurück, trat meinem vis-à-vis mit dem Zwiebackgesticht grimmig auf den Storchfuß, bezahlte meine Zehne, und ging dorthin speisen, wo man nicht Table d'hôte speist, und

„Wort gehalten wird dort in jenen Räumen!“

M. G. Saphir.

Harikäten-Röstlein.

†† In Dresden giebt es einen Restaurateur Grund, den der Staat eigentlich gar nicht dulden sollte, denn wenn er im Dresdener Anzeiger frische Käsehäutchen ankündigt, so geschieht es öfters, daß an einem Abende mehr als zwanzig Familien zu Grund gehen.

†† Ein Ungar, der zum ersten Mal sich in Wien befand, wurde von einem dortigen Bekannten überall herumgeführt und mit dem Namen und dem Merkwürdigsten der bedeutendsten Häuser bekannt gemacht. Nach langem Beschauen sagte er: „Is das Alles sehr schön, aber I bit!“, zeigen's mir doch das Haus Oestreich.“

†† Ein Passagier verlangte bei der Pesth-Walzneisenbahn aus purer Dikonomie ein Billet auf den Hundepplatz. Das ist Genügsamkeit, Spekulation und Armut in einer Person!

Logograph.

Ein Bote des Lebens, die Herde der Erden,
Erfreu' ich das Auge nach manchen Beschwerden.
Doch willst Du von meinem Ende mich lesen,
So berg' ich in mir nur verstorbene Wesen.

Auflösung der Charade in No. 90:

K u s h a n d.